

Arbeit und Erholung [Schluss folgt]

Autor(en): **Boyd, Hamilton**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **5 (1901-1902)**

Heft 6

PDF erstellt am: **26.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-662681>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

gelangt man auf breiten Treppen in das erste Stockwerk, wo sich die beiden Sitzungssäle befinden. Der größere von diesen, der Nationalratssaal, ist an der Südseite gelegen; er dient gleichzeitig auch für die Tagungen der vereinigten Bundesversammlung, d. i. wenn beide Räte zu einer Körperschaft vereinigt sind, wie dies bei besonders wichtigen Geschäften der Fall ist. Anschließend an den Nationalratssaal befindet sich gegen Süden noch ein 7 Meter breites und 40 Meter langes hallenartiges Lese- und Konversationszimmer für die Mitglieder beider Räte. Es umschließt den Nationalratssaal im Halbkreis. Ausstattung wie Lage des Baus sind derart, daß es nicht leicht von einem andern Parlament der Welt wird übertroffen werden.

Arbeit und Erholung.

Von Hamilton Boyd.

Niemand liebt die Arbeit. Ich selbst würde nicht arbeiten, wenn ich nicht müßte.

Wenn ich sage, daß Niemand die Arbeit liebt, so verstehe ich darunter den Naturmenschen, dessen Geschmack sich noch im Stadium ungekünstelter Ursprünglichkeit befindet.

Vermittelt langer Angewöhnung, sowie verschiedener anderer Umstände, kommen allerdings einige Menschen dazu, eine wirkliche Begier, einen krankhaften Hunger nach Arbeit zu empfinden ähnlich dem Gelüste bleichsüchtiger Mädchen nach Kalk oder Eisig. Oder falls sich mein Leser am Wort „krankhaft“ stößt und darauf besteht, daß die Liebe zu frischer, tüchtiger Arbeit ein gesunder, und nicht ein krankhafter Geschmack sei, so will ich an Stelle dieses Ausdruckes den weniger starken setzen und sagen, daß die Liebe zur Arbeit ein anezogener Geschmack ist, wie unsere Vorliebe für bitteres Bier.

Es gewährt, ich gebe es zu, ein gewisses Vergnügen zu denken, daß man verzweifelt streng arbeitet und sich tüchtig abstrapazirt. Aber es ist ein unnatürliches Vergnügen, das der gesunde, unverkünstelte Naturmensch nicht kennt.

Will man die natürlichen Gefühle der Menschheit in Bezug auf die Arbeit kennen lernen, so braucht man nur zu hören, wie die Kinder hierüber denken. Sind nicht die Aufgaben stets eine unangenehme Notwendigkeit, auch für den besten Jungen? Wie widerwillig bin ich an die meinen gegangen. Jedermann hegt von Natur einen Widerwillen gegen die Arbeit und liebt das Entgegengesetzte, die Erholung, das Spiel. Und

hier sei bemerkt, daß nicht Müßiggang, sondern Erholung das Gegenteil von Arbeit ist.

Einige Menschen sind allerdings so glücklich, ihre Arbeit derart zu lieben, daß sie sich für sie zur Erholung idealisirt und auf diese Weise das Element, welches sie anstrengend und mühevoll macht, ausgeschlossen wird.

Wie beneide ich diese Menschen, für welche die Arbeit ein Genuß ist und daher aufhört, Arbeit zu sein. Da ist zum Beispiel mein Freund, der Maler Tinto, der nie so glücklich ist, als wenn er mit dem Pinsel vor seiner Leinwand steht und schöne Formen und Gebilde darauf zaubert. Er ist bei Tagesanbruch schon an seiner Arbeit und bedauert, wenn die Dämmerung ihn zwingt aufzuhören. Er schwelgt förmlich in seiner Arbeit und deshalb wird sie für ihn zur Erholung.

Ich glaube, daß schriftstellerisches Schaffen bei Durchschnittsmenschen eine Arbeit ist, die nie aufhört Arbeit zu sein und die nie etwas von der schmerzlichen Anspannung der Geisteskräfte verliert. Ein großer Dichter kann möglicherweise viel Genuß am Schreiben finden, und es hat Ausnahmismenschen gegeben, die sagten, daß sie nie so glücklich seien, als mit der Feder in der Hand. Schon recht, ich bin froh, dies zu hören. Gewöhnliche Sterbliche aber können dies Gefühl nicht teilen. Für sie ist und bleibt schriftstellerisches oder dichterisches Schaffen anstrengende Arbeit — und anstrengende Arbeit ist mühevoll. Natürlich haben auch gewöhnliche Menschen gelegentlich einmal Momente der Inspiration, wo die Gedanken sich rasch und lebhaft einstellen und sich in glückliche Ausdrücke kleiden, ohne bewußte große Anstrengung. Aber diese Zeiten sind sehr selten, und wenn schon — so lange sie andauern, das Schreiben verhältnismäßig angenehm ist — so ist es doch nie so angenehm, als die Feder hinzulegen, sich im Armstuhl zurückzulehnen, eine interessante Zeitschrift zur Hand zu nehmen und sich dem Luxus hinzugeben, mühelos und rasch auf der Gedankenbahnlinie dahinzugleiten, welche der Verfasser mit so viel Mühe und Arbeit in der pfadlosen Wildnis der Geisteswelt angelegt hat.

Wie leicht ist es zu lesen, was so schwer war zu schreiben! Zwischen den beiden besteht der nämliche Unterschied, wie zwischen dem Bauen einer Bahnlinie, sagen wir von New-York nach St. Franzisko, und dem Fahren per Sitzzug über diese Linie, nachdem sie fertig erstellt ist. Und Du, mein geistvoller Leser, der Du ein Kapitel von Trouels klar und fließend geschriebener Geschichte zu lesen beginnst, und so rasch und mühelos damit vorwärts kommst, gleichst dem alten Herrn, der behaglich mit Reisemütze, Reisendecke und Ueberzieher in der Ecke eines weichgepolsterten Eisenbahnwagens lehnt, welcher über die weite Ebene dahin-

braust, während der Verfasser dieses Kapitels, wie der Ingenieur, mühevoll Monat für Monat und angefixt von Schwierigkeiten und Entmutigungen, von denen du keine Ahnung hast, an der Linie arbeiten, über die Du nun mit Windeseile dahinfliegst. Und daher sage ich, es mag zuweilen leicht und angenehm sein zu schreiben — doch nie so leicht und angenehm, als nicht zu schreiben. Die Arbeit ist daher an und für sich ein Uebel. Einst mochte es anders gewesen sein, aber jetzt liegt der Fluch auf ihr. Wir tun sie, weil wir müssen, weil es unsere Pflicht ist, weil wir davon leben, und weil es des Schöpfers Absicht ist, daß wir im Schweiße unseres Angesichts arbeiten sollen. Sie macht, daß wir Muße und Erholung zu genießen im Stande sind, sie schützt uns vor Langeweile und dem Verderben des Müßiggangs, sie ist ehrenhaft, menschenwürdig, und der Boden und die Atmosphäre, wo Heiterkeit, Hoffnung und Gesundheit für Leib und Seele gedeihen. Und trotzdem wenn wir all diese guten Resultate auf andere Weise, ohne Arbeit verlangen könnten, wären wir froh. Wir lieben die Anstrengung nicht an und für sich; die Arbeit ist nicht Selbstzweck. Der Zweck der Arbeit sagt Aristoteles, ist der Genuß der Muße.

Und daher lieber Leser, wenn es also wahr ist, daß Niemand bei gesundem Verstand arbeiten würde, wenn er nicht müßte — ich meine aus inneren Gründen dazu veranlaßt würde — wie besonders wahr ist dies große Prinzip an einem schönen Julitag. Ja, dies ist wirklich ein Tag zum Nichtstun. Ich bin hier auf dem Lande, und als ich vor einem Moment zum Fenster hinausschaute, blickte ich auf eine üppige Sommerlandschaft, in der alles zu schlafen schien. Der Himmel ist saphirblau und wolkenlos; die Sonne gießt eine Flut von Licht und Glanz über alles; kein Lüftchen rührt sich, man vernimmt kaum das Gezwitscher eines Vogels. Die Luft ist ganz erfüllt vom Duft des jungen Klees. Die Landschaft ist reich bewaldet; noch nie sah ich die Bäume dichter belaubt, und jetzt sind sie vollständig regungslos. Der Weizen beginnt eine leichte Erntefärbung zu bekommen, die einen schönen Kontrast zu dem dunklen Grün der Hecken bildet. Die Rosen sind beinahe vorbei, aber ich kann eine Menge Gaisblatt an den Hecken sehen, und ein farbiges Blütenbüschel hat sich an dem hervorspringenden Zweig einer jungen Buche emporgerankt. Ich blicke auf einen samtweichen Rasenplatz, der seit vierzehn Tagen nicht gemäht worden und ganz weiß von Gänseblumen ist. Hinter demselben, durch das Geäst der Buchen, kann ich den Turm einer Kirche sehen und einige große Grabsteine, die weiß zwischen dem grünen Gras und Laub hindurchschimmern. Jetzt, da ich mit meiner Arbeit begonnen und mich in dieselbe vertieft habe, finde ich all dies keine

so große Versuchung mehr, aber heute früh fand ich es sehr schwer, mich an den Schreibtisch zu setzen, ja, ich fand es geradezu unmöglich. Als ich nach dem Frühstück draußen herumging, fühlte ich, daß die ganze Natur mir sagte: „Dies ist kein Tag zum Arbeiten. Komm heraus und sieh mich an“. So lautete die Botschaft, welche von ihrem schönen Antlitz duftend zu mir geweht kam.

Gerade bei meinem Gartentore war der Mann, welcher die Straßen in Ordnung hält, an seiner Arbeit. Wie angenehm, dachte ich, in der reinen Luft und dem süßen Duft des Klees zu arbeiten. Ich trat zu ihm, frug ihn nach Weib und Kind und wie es ihm in dem Häuschen gefiel, das er kürzlich bezogen. „Ganz gut“, erwiderte er „nur sei es ziemlich weit von seiner Arbeit entfernt“. Er war $8\frac{1}{2}$ Meilen gegangen diesen Morgen und hatte wieder $8\frac{1}{2}$ Meilen, um heimzugehen am Abend. Doch beklagte er sich nicht und schien zufrieden. Aber des Straßenarbeiters 17 Meilen noch zu seiner Tagesarbeit, war etwas wie ein Vorwurf für mich und zugleich ein Ansporn, und daher beschloß ich, mich sofort an die Abhandlung über Arbeit und Erholung zu machen.

Ich finde, daß alles was über dieses Thema geschrieben wird, mehr oder weniger mangelhaft ist. Man sagte mir, daß ich Erholung nötig habe, daß ich sie nicht entbehren könne, und daß Körper als Geist sowohl sie bedürfen. Ich weiß dies alles, und bin fest davon überzeugt, aber man sagt mir nicht, wie ich mich erholen soll; man umgeht die praktischen Einzelheiten. Und gerade das ist es, was ich wissen möchte. Alle arbeitenden Menschen müssen Erholung haben, aber welche Art von Erholung?

Ich beneide die Schuljungen um die Leichtigkeit, mit der sie sich belustigen und ihren Gedankengang vollständig ändern können. Aber was kann ein Mann mittleren Alters, der viel geistig arbeitet, tun, um sich auf richtige, Körper und Geist erfrischende Weise zu erholen?

Schießen, jagen, fischen, sagt der eine, — Gartenarbeit und Bienenzucht der andere. Aber wenn der Mann in der Stadt lebt und sich nicht für dergleichen interessiert? Auch Musik und Gesellschaft wird vorgeschlagen; aber wenn er kein Gehör hat? Und was die Gesellschaft anbetrifft, so ist ohne Zweifel die Unterhaltung mit geistvollen, gebildeten Menschen eine sehr angenehme, anregende Erholung — doch nur für den Geist, und eine langweilige Mittagsgesellschaft zum Beispiel, mit ihrer Treibhaus-Atmosphäre, ihrem faden Geschwätz und dem Gedränge, ist viel eher eine Ermüdung. Einigen mag der Tanz eine wirkliche Erholung bieten mit seinen wiegenden, einschmeichelnden Walzer- und Polka-Rhythmen, seiner belebenden Bewegung. Aber unser Mann ist über diese Jahre

hinaus. Zudem disponiren späte Abendstunden, überhitzte Räume und schlechte Luft nicht zum Früh=ausstehen und Frisch=arbeiten, sondern vielmehr zu langem Schlafen, Kopfschmerzen und Trägheit. Was soll also der= oder diejenige tun, die den ganzen Vormittag ihre Augen gebraucht und ihr Gehirn mit geistiger Arbeit angestrengt haben? Sie sollen sich vor allem körperliche Bewegung, wo möglich in frischer Luft, verschaffen. Denn nachdem sie sich mit Lesen und Schreiben Augen und Gehirn ermüdeten bei ihrer Arbeit, dürfen sie nicht zu ihrer Erholung wiederum lesen und schreiben. Der tägliche Spaziergang, vielleicht die einzige körperliche Erholung, die man sich am Nachmittag oder Abend gönnt, ist das allen Menschen zugänglichste und erreichbarste Mittel, ihrem Körper die Bewegung zu verschaffen, welcher er dringend bedarf. Allein das Gehen lenkt die Gedanken nicht genügsam in andere Bahnen, und man kann während seines Spaziergangs trotzdem an das Buch, oder den Artikel, den man eben schreibt, die Probleme, die einen beschäftigen und an die Kummernisse und Sorgen, die einen quälen, denken.

Athletische Leibesübungen sind schon viel besser, als bloßes Gehen, da sie kein Nachdenken, Grübeln oder Brüten zulassen; allein die Sehnen und Lungen der meisten gebildeten Menschen mittleren Alters würden es ihnen nicht gestatten, dieselben zu betreiben.

Reiten ist ebenfalls dem Spaziergehen weit vorzuziehen, besonders wenn man ein temperamentvolles oder gar ein schwieriges Pferd hat, das die ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, wenn man nicht Meteor=artig in einen Graben oder über eine Hecke geworfen werden will. Wer also sich irgendwie ein Pferd halten kann, dem möchte ich diese Erholung auf das angelegentlichste, als eine der Gesundheit zuträglichste, Körper und Geist erfrischendste, anempfehlen. (Schluß folgt.)

— ❖ —

B ü c h e r s c h a u.

Die Muse des Aretin. Drama in vier Aufzügen von J. B. Widmann. Frauenfeld, Verlag von J. Huler 1902. Preis Fr. 3.20. Das größte Lästermaul und der scharfzüngigste Satiriker seiner Zeit, der von gewaltigen Fürsten und schönen Frauen gleich gefürchtet und deshalb gleich umworben war, fühlt Pietro Aretin auf der Höhe seines Lebens, das Bedürfnis, eine große portische Tat zu vollbringen, die ihn unsterblich machen sollte. Er begibt sich zu dem Zwecke aus dem üppigen Venedig hinweg in die Einsamkeit, wohin ihm die Perina, seine „Muse“, die ihn verlassen und dann, zum Erben krank, wieder aufgesucht hat, in Liebe folgt, um durch ihre Hingebung und die Reinheit ihrer Gesinnung auch in ihm das bessere Ich wachzurufen und so die Grundbedingung zu schaffen, ohne die kein großes Kunstwerk entstehen kann. Allein seine